

## Kultur

## Weg mit Ehrfurcht und Gewehren

Wenn sich Herbert Fritsch im Zürcher Opernhaus den «Freischütz» vornimmt, dann gibts statt deutscher Romantik knallbunten Klamauk. Und nach der Premiere einen lautstarken Wettkampf zwischen Jublern und Buhrfernern.

Susanne Kübler

Er fühle sich selbst wie der Max im «Freischütz», hat Herbert Fritsch vor der Premiere gesagt. Denn so wie der Titelheld in Carl Maria von Webers Erfolgsoper nur einen einzigen Probessuch zur Verfügung hat, um seine Braut zu gewinnen, so hat auch der Regisseur nur eine Chance, um sein Publikum zu kriegen. Keine einfache Sache – das illustriert Fritsch schon während der Ouvertüre, mit einer riesigen, bildschirm-schonerartigen Zielscheibe, die sich vergrössert und verkleinert und irgendwann auch noch zu verschieben beginnt. Ein Teufelskerl, wer da ins Schwarze trifft.

Tatsächlich ist das nicht einfach bei diesem Stück. 2016 ist nicht 1821, die deutsche Romantik ist lange vorbei, die Jägerchorlein und Brautjungfergesänge bringen jeden Regisseur zur Verzweiflung. Und was soll man anfangen mit dem Teufel, bei dem Max sich Freikugeln besorgt? Was mit den blödsinnigen Regeln, nach denen in dieser Gesellschaft Ehen geschlossen werden? Oder mit dem Eremiten, der zuletzt als Deus ex Machina dafür sorgt, dass alles doch noch gut kommt?

## Ein frecher Tritt der Musik

Fritsch tut, was er immer tut: Alles weg-räumen, die Gewehre und die Ehrfurcht und auch die Aufführungstradition, die das Werk seit Jahren in seltener Einmütigkeit und Einfallslosigkeit im Dritten Reich ansiedelt, weil es da das Gruseln gratis gibt. Was bleibt, ist ein Spiel mit Bildern und Tönen, mit Märchenelementen und ihrer ironischen Brechung. Lustvoll, kindlich, manchmal auch ein bisschen blödelig packt Fritsch den Stoff an, als sei er selbst der Teufel Samiel, der sich hier als rostrumpfter Conferencier mit Doppelfederhut durch den Abend grinst und sich freut über all das, was er angestellt hat. Dass dieser Samiel (Florian Anderer) manchmal auch gegen die Wand knallt, gehört dazu, und es hält ihn ganz bestimmt nicht von weiteren Streichen ab.

Fritschs Streiche kennt man; zuletzt gesehen hat man sie im vergangenen Februar im Zürcher Opernhaus, in Händels «King Arthur». Aber während die Inszenierung der Musik dort ein Bein gestellt hat, verleiht sie ihr hier mit einem frechen Tritt einen Schwung, den sie lange nicht mehr hatte. Denn vieles in Webers «Freischütz» klingt ja schon fast wie eine Parodie für heutige Ohren, da darf man ruhig noch ein wenig weiter überdrehen.

Im Orchestergraben drehen der Dirigent Marc Albrecht und die Philharmonia Zürich gekonnt mit. Ausgehend von den Bären bauen sie einen freien, kraftvollen, szenisch ungemein präsenten Klang auf. Da ist nichts Verklemmtes in



Was haben wohl die beiden geschluckt? Agathe (Lise Davidsen, l.) und Ännchen (Méllisa Petit). Foto: Hans Jörg Michel

Fritsch ist wie der Teufel, der sich als Conferencier durch den Abend grinst und sich freut über das, was er angestellt hat.

der Jägermusik, man genießt die Schauerereffekte in der Wolfsschlucht und die Pointe in Ännchens Lied von der Base mit der kreidigen Nase. Nicht, dass das Orchester Fritschs Scherze verdoppeln würde: Webers Partitur wird ernst genommen und erhält so jene Unmittelbarkeit zurück, ohne die das Werk zum reinen Zitat gerinnt. Aber eben auch jene verspielte Frische, mit der die Regie etwas anzufangen weiss.

So sind auch die Protagonisten mehr als nur Prototypen. Kaspar etwa, der Max zu Samiel bringt und zumindest in dieser Aufführung weit unheimlicher wirkt als der Teufel selbst: Christof

Fischesser gibt ihn als charismatischen Psychopathen, mit schnarrender Sprech- und gänsehautverursachender Singstimme und einer ganzen Reihe personalisierter Schatten. Kein Wunder, kommt Max nicht gegen ihn an, nicht im Stück und auch nicht auf dieser Bühne; Christopher Ventris' vibratoreicher Tenor gerät in dieser lyrischen Partie rasch an seine Grenzen.

## Welch schöne Stimme!

Seine Agathe dagegen, die kennt solche Grenzen nicht. «Welch schöne Nacht», singt sie, und man denkt: welche schöne Stimme! Sie gehört der jungen Norwegenin Lise Davidsen, die letztes Jahr zwei Wettbewerbe gewonnen hat und nun vor ihren Debüts an der Wiener Staatsoper, im Londoner Covent Garden und an weiteren illustren Adressen steht. Dass die Schweizer schneller waren, ist ein Glück fürs Publikum, wenn auch nicht für Max: Denn diese Agathe ist kein braves Bräutchen. Ihr Blumenzimmer ist

ziemlich psychedelisch tapeziert, auch ihre Vertraute Ännchen (Méllisa Petit) dürfte ihre Erfahrungen mit allerlei Substanzen gemacht haben. Eine herrschsüchtige Zicke ist diese Agathe, und wenn sie ihre betörende Stimme fliessen lässt, so ist das nur ein weiterer Trick, mit dem sie Max unter der Knute hält.

Da zeigt sich dann auch, dass Herbert Fritsch durchaus nicht nur Klamauk und ironisierende Veräppelung im Sinn hat. Generationen von Regisseuren haben sich schwer getan mit dieser Agathe und dem Frauenbild, das sie repräsentiert. Er macht sie nun ganz ohne Krampf und Ideologie zur starken Figur – und lässt die anderen als das dastehen, was sie aus heutiger Sicht nun mal sind: verknöcherte Gesellen, die selbst dann noch auf ihre Regeln und Traditionen pochen, wenn sich diese längst erledigt haben.

Auch Victoria Behrs hinreissend überkandidelte Kostüme erhalten da eine tiefere Bedeutung: Die riesigen Ma-

schen und Blumenhüte, die grasgrünen Jägersgewänder und die Gesichter überwuchernden Bärte sind die mit Stolz getragenen Insignien einer sehr seltsamen Gesellschaft, in der nur heiraten darf, wer beim Probessuch trifft. In der die Männer (respektive der von Jürg Hämmerli vorbereitete Chor) herzhafte ihr «Jo ho! Trallalla!» schmettern, der strenge Fürst Ottokar (Oliver Widmer) eigentlich ein Tatterteufel mit Pfauenfedern ist und der Eremit (Wenwei Zhang) als Strohbündel vom Himmel kommt.

## Schuss ins Giftgelbe

Dass Agathe sich da mit dem Teufel verbündet: Wer wird es ihr verdenken. Und wenn der Vorhang sinkt und die Verärgerten gegen die Begeisterten anbrüllen, dann denkt man, dass Herbert Fritsch an diesem Abend zwar vielleicht nicht ins Schwarze getroffen hat – aber dafür ins Giftgrüne, Grellelbe, Samielrote. Und dass das diesem Stück zwischen-drin durchaus gut tut.

## Ein sympathischer Schussel klärt einen Mord auf

In ihrem vierten Krimi «Tödliche Praxis» bringt Esther Pauchard eine neue Protagonistin ins Spiel und schickt diese quer durch die Stadt Bern auf Verbrecherjagd.

## Gisela Feuz

Kassandra Berg hat ausgedient. War die impulsive, hartnäckige und manchmal zynische Ärztin die zentrale Hauptfigur in den drei Psychiatrie-Krimis der Thuner Schriftstellerin Esther Pauchard, so musste Berg jetzt einer anderen Dame Platz machen. In ihrem neuen Roman «Tödliche Praxis» räumt Pauchard Kassandra Berg nämlich nur noch einen Kurzauftritt ein, im Rampenlicht steht dafür eine junge Frau ganz anderer Natur: die 30-jährige Praxisassistentin Melissa Braun. Es habe sie gereizt, schwache und verletzte Grundzüge auszuloten und einen Charakter zu modellieren, der ohne starke Entourage in eine missliche Lage gerate, erklärte Pauchard auf ihrer Homepage die Ablösung.

Die Situation, in der sich Melissa Braun zu Beginn von «Tödliche Praxis» wiederfindet, ist tatsächlich eine missliche: Die junge Frau findet nämlich bei Arbeitsantritt in einer Gemeinschaftspraxis am Berner Eierplatz ihren diktatorischen Chef Franz Wasem erschossen in seinem Sprechzimmer vor. Weil sie am Vorabend des Mordes mit dem Chef einen lautstarken Streit ausgetragen hat, gerät Melissa ins Visier der Polizei. Unzufrieden mit deren Ermittlungen, beginnt sie, selber Nachforschungen anzustellen und macht dabei Bekanntschaft mit einem Mann namens Paul Kempf. Der rund zwanzig Jahre ältere, wortkarge Karatelehrer wird zu Melissas Schutzensel und unterstützt sie bei deren Unterfangen, ohne anfänglich offenzulegen, warum er dies tut.

## Kontrastierende Figuren

Sie eckt weniger an, diese Melissa Braun, als es ihre literarische Vorgängerin tat. War Kassandra Berg mit ihrer egoistischen und verletzte Grundzüge auszuloten und einen Charakter zu modellieren, der ohne starke Entourage in eine missliche Lage gerate, erklärte Pauchard auf ihrer Homepage die Ablösung.

überkandidelte Kleidung und Kitsch jeglicher Art, behilft sich zur Entspannung ätherischer Öle und Do-it-yourself-Akupressur und trägt stets eine rosa Dose mit Süsstigkeitenvorrat in der Handtasche mit sich herum. Pauchards neue Protagonistin ist unsicher, manchmal kopflös und hoffnungslos romantisch, dabei aber auch eigensinnig und manchmal hinreissend scharfzüngig.

Als Kontrast hat Pauchard die Figur des Paul Kempf angelegt, der im Verlauf der Geschehnisse zu Melissas zentraler Bezugsperson avanciert. Die Lebens-einstellung des ehemaligen Karatelehrers basiert auf Askese und Rationalität, mit Melissas überbordender Emotionalität und ihren halb garen esoterischen Lebensweisheiten bekundet er Mühe. Die Paarung von ungleichem Charakteren ist ein klassisches Element der Komödie, das auch in «Tödliche Praxis» formidabel funktioniert. So amüsiert man sich bestens dabei, wie sich Melissa und Paul auf Verbrecherjagd quer durch die Stadt Bern und bis ins verschnettete Simmental aneinander reiben und für die Eigenheiten des andern anfänglich wenig Verständnis aufbringen.

Die Ausgangslage wird in «Tödliche Praxis» schnell präsentiert: Bereits auf Seite neun findet Melissa nämlich die Leiche ihres Chefs. Es dauert dann allerdings eine Weile, bis der Plot Fahrt aufnimmt, da Pauchard, selber Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, viel Zeit darauf verwendet, den seelischen Zustand und die Befindlichkeit ihrer Protagonistin auszuleuchten. Das wird sie im Verlauf der Geschichte immer wieder tun, was zuweilen etwas langfädig wirkt. Zudem sorgen die Mordanschläge auf die Amateurdetektivin zwar immer wieder für Spannung – und hier zeigt sich Pa-

uchard als wahre Meisterin der Cliffhanger –, im Gegensatz zu früheren Krimis hält die 43-jährige Autorin den Kreis der Verdächtigen aber klein, weswegen beim Lesen der typische «Krimi-Mitknobel-Spass» etwas zu kurz kommt.

Esther Pauchard legt mit «Tödliche Praxis» einen Krimi vor, der von lebendig gezeichneten Charakteren – wenn manchmal auch hart an der Grenze zur Stereotypie –, präziser Sprache, sympathischer Ironie und überraschenden Wendungen lebt. Die eigentliche Grundlage für das Verbrechen, die im Bereich Cyberkriminalität zu verorten ist, wird aber erst so spät aufgegriffen, dass sie nicht wirklich in den Plot einfließt, sondern nur nachgereicht wird. Das ist schade. Und richtig schade ist, dass Pauchard nicht den Mut hat, das letzte Kapitel als Abschluss der Geschichte stehen zu lassen, sondern im Epilog dann doch noch eine kitschige Rosamunde-Pilcher-Variante wählt.

Esther Pauchard: Tödliche Praxis. Lokwort, Bern 2016. 352 Seiten, ca. 25 Fr. Szenische Lesung in Bern: Orell Füssli im Loeb, Mittwoch, 21. September, 20 Uhr.



Esther Pauchard leuchtet den seelischen Zustand ihrer Figuren aus. Foto: zvg